

Vortrag in der Seniorenuniversität Schaffhausen am 5. Dezember 2011

„Waldhängschtägäischt“: Der Wald in der Sprache

Christian Schmid, Schaffhausen

Sehr geehrte Damen und Herren,

eine umfassende Behandlung des Themas „Der Wald in der Sprache“ würde viele Bücher füllen; man käme, folgte man all seinen Verästelungen, wohl kaum an ein Ende. Mein Vortrag kann also nur ein kleiner Ausflug sein in jenen Teil des Wortschatzes, den wir brauchen, wenn wir über den Wald sprechen. Deshalb beginne ich auch im Kleinen.

Im Schaffhauser Mundartwörterbuch lese ich, dass die grosse Waldameise in Gächlingen und Ramsen *Waldamäise* heisst, in Stein *Waldchlammere* und in Hemishofen *Waldhängscht*. Diese Bezeichnung taucht auch im Obwaldner Mundartwörterbuch von Karl Imfeld auf. Doch dort gibt es nicht nur den *Waldhängscht*, sondern auch den *Waldhängschtägäischt*: „In Schnaps eingelegte Waldameisen als Einreibemittel gegen Rheuma.“

Waldhängschtägäischt heisst in der Fachsprache *Spiritus Formicarum* oder *Ameisen-spiritus* und ist eine wässrig-ethanolische Lösung mit etwa 1,25 Prozent Ameisensäure. Im Buch „Medizinische Zoologie oder getreue Darstellung und Beschreibung der Thiere, die in der Arzneimittellehre in Betracht kommen“, ein Buch aus dem Jahr 1833 lese ich:

„Officinell – d. h. arzneilich, als Heilmittel anerkannt – ist jetzt nur noch der Ameisen-Spiritus, zu dessen Bereitung die Ameisen lebendig und von Baumabfällen gehörig gereinigt, angewendet werden müssen. Ausserdem werden sie aber häufig noch zu stärkenden Bädern genommen, besonders um gelähmte Glieder wieder zu beleben. [...] Man bedient sich zu diesem Zweck entweder des Ameisen-Spiritus in Form von Einreibungen, oder innerlich zu 20-30 Tropfen, oder man bereitete aus den (in einem leinenen Beutel abgebrühten) Ameisen (mit denen öfters auch das ganze Nest sammt Larven und Puppen angewendet wurde) allgemeine oder örtliche Bäder.“

Das Schweizerdeutsche Wörterbuch erklärt: „Die Holzameisen werden auch häufig zu Heilzwecken verwendet. So werden kleine Kinder und Reconvalescenten, um ihre Gehmuskeln zu stärken, in Wasser gebadet, in welchem solche Ameisen gesotten

worden.“ Sie hören, *Waldhängschtägäischt* war als Produkt nicht einer gewissen Innerschweizer Kauzigkeit zu verdanken. In der traditionellen Medizin war er ein anerkanntes Heilmittel.

Als man Ameisensäure noch nicht synthetisch herstellen konnte, setzte man den Waldameisen nicht nur heftig zu, weil man sie als Medizin verwendete, sondern auch weil man ihre Haufen durchsuchte, um *Waldweihrauch* zu finden, oder weil man Zuckerstücke in Ameisenhaufen vergrub und sie dann wieder ausgrub, um daraus einen, wie es heisst, „angenehmen und heilsamen Sirup zu machen“. *Waldweihrauch* sind Fichten- oder Kiefernharzklümpchen, die lange in einem Ameisenhaufen gelegen haben. In unseren Mundarten wurde der Waldweihrauch manchmal auch einfach *Wiirouch* genannt: *D Ambisse mache s Wiirouch* ist im Schweizerdeutschen Wörterbuch aus dem Freiburgischen belegt.

Weshalb die Waldameisen *Chlammere*, *Chlobe* oder *Chlämpe* heissen, leuchtet ein; sie können mit ihren kräftigen Kieferzangen herzhaft zupacken. Als Kinder spielten wir das Neckspiel: *I bi i Waud ggange. Wie? Bi zum ene Chlammerehuuffe choo. Wie? Die Chlammere hei mi gchlemmt. Wie? So!* – und dann kniff man den Fragen den.

Weshalb heissen sie auch *Waldhängscht* und davon abgeleitet *Waldheischt*, *Wullheischt* oder *Woleischt*? Es kommt oft vor, dass Bezeichnungen für grössere Tiere auf kleine übertragen werden. Der Marienkäfer heisst im Schaffhauserdeutschen unter anderem auch *Brunnechüeli*, *Herrgottschüeli*, *Mäiechüeli*, *Mälchchüeli*, *Muurchüeli* oder *Summerchüeli*. Der Hirschkäfer wird, weil er gross ist, oft *Meihängscht* genannt und die Waldameise, weil sie lebendig und streitbar ist, *Waldhängscht*, *Waldrapp* oder *Bäramsle*.

Ob *Chlammere*, *Chlämpe* oder *Waldhängscht*, das Tier ist eine *Ameise*, en *Ampeissele*, wie ich in meiner Mundart sage. Die Bezeichnung *Ameise* meint „die Abgeschnittene“ wegen des starken Einschnitts zwischen Vorder- und Hinterkörper. *A-* ist eine Vorsilbe mit der Bedeutung „ab, fort, weg“ und *-meise* ist abgeleitet vom alten Wort *meizan* „abschneiden, abhauen“, das auch im Wort *Meissel* enthalten ist. Das Wort *Ameise* ist also verwandt mit dem Wort *Meissel*, aber nicht mit der Vogelbezeichnung *Meise*, älter *meisa*, ein Erbwort, das wahrscheinlich auf ein germanisches Adjektiv mit der Bedeutung „klein, winzig“ zurückgeht. Ganz geklärt ist die Herkunft des Wortes bis heute nicht. Übrigens nannte man die Meise in unseren traditionellen Mundarten meistens *Meisi*, *Mäisi*, *Möisi*, *Möiseli*, *Müüsi* oder *Mösi*, also mit einem

Diminutiv. Die Kohlmeise ist das *Houzmeisi*, die Haubenmeise das *Huppmeisi* oder *Waudhuppeli*.

„Der Wald in der Sprache“ ist das Thema meines Vortrags und ich habe bereits einen knappen Zehntel der mir zur Verfügung stehenden Zeit gebraucht, um über den *Waldhängscht* und seine medizinische Verwendung zu sprechen. Wenden wir uns also dem *Wald* zu, bevor wir ihn vor lauter Ameisen aus den Augen verlieren. In der um 1800 entstandenen Oekonomischen Encyclopädie von Johann Georg Krünitz ist der Wald definiert als „derjenige Theil der Erdoberfläche, auf welchem die Bäume wild wachsen“. Für das neue Deutsche Universalwörterbuch von Duden ist es eine „grössere, dicht mit Bäumen bestandene Fläche“.

Den wilden Baumwuchs, der für Krünitz noch vor 200 Jahren Kennzeichen des Waldes ist, lassen wir heute für den *Urwald*, nicht aber für den *Nutzwald* gelten. In der Literatur des Mittelalters war der *wald* der symbolische Raum des Wilden. Der Mittelalterforscher Bernd Thum schreibt:

„Die Landschaft war beherrscht von dem Gegensatz zwischen *Wald* und *Land* (so nannte man das offene, erschlossene Gebiet). Die oberrheinischen Gebirge erhielten ihre Namen nach dem Wald: *Schwarzwald*, *Wasgenwald*, *Odenwald*, *Haardt*.“

Auch in der Geschichte des Wortes *Zimmer* ist der Wald als ursprünglich wilder Raum eingeschrieben.

Zimmer, älter *zimbar*, *zimber*, meinte „Bauholz“. Der *Zimmermann* in der *Zimmerei* arbeitet mit Bauholz; er heisst also nicht so, weil er Wohnräume macht, die *Zimmer* heissen. Die ursprüngliche Bedeutung „Bauholz“ bis heute erhalten hat das Wort in schwedisch *timmer* und in englisch *timber*. Für Englisch Sprechende ist *timberland* „Waldland“ und *timberline* die „Baumgrenze“.

Zugrunde liegt dem Wort *timber* die indogermanische Wortwurzel **dem-* mit der Bedeutung „zusammenfügen“, welche in griechisch *dómos*, altslawisch *domŭ* und sanskrit *dáma-s*, alle mit der Bedeutung „Haus“, enthalten ist.

In einem althochdeutschen Text des frühen Mittelalters, als es noch riesige zusammenhängende Waldgebiete gab und man zum Gewinnen von Nutzland den Wald roden musste, wird die ungeformte Materie vor der Schöpfung als *skaffelôsa zimber* „unbehauenes Holz“ bezeichnet: *daz scaffelôsa zimber, ûzer demo disiu uuerlt uuard* – also „das unbehauene Holz, aus dem diese Welt wurde“. Übernommen wurde dieser Ausdruck in eine St. Galler Übersetzungsübung des 11. Jahrhunderts, in der es

heisst *informis materia daz chît skaffelôsa zimber* „der formlosen Materie sagt man unbehauenes Holz“. Das Beispiel zeigt mit aller Deutlichkeit, wie Verstehen mittels Sprache funktioniert, d. h. wie Wörter sich im Rahmen eines bestimmten Weltverständnisses und Redens über die Welt mit Begriffen verbinden. Heute können wir den Raum des unbehauenen Holzes, also den Wald, nicht mehr mit dem Chaos gleichsetzen.

Als der Wald noch wild war, wie so oft im Märchen, und die Gegenwelt bildete zum zivilisierten Land, schickte man diejenigen, die man in der menschlichen Gesellschaft nicht wollte, in den Wald: Randständige, Gesetzesbrecher, aber auch böse Geister. Ein Text aus dem 16. Jahrhundert berichtet: „Etlich münchen unnd pffaffen, die der schwarzen kunst bericht gsyn (die die schwarze Kunst beherrschten), understanden (verstanden), die bösen geist uss den hüseren in die wäld oder einödinen zuo vertryben.“

Wer verfolgt wurde, benutzte den Wald als Flucht- und Besammlungsort, z. B. die Wiedertäufer, von denen 1526 eine Zürcher Quelle sagt: „Die widerteuffer fiengend sich im ampt Grünenigen an zemenrotten, wyb und man, besamleten sich in den welden.“

Das Wort *Wald* hat eine ganz unspektakuläre Herkunft. Es geht, wie altenglisches *weald*, zurück auf germanisches *walþu-*. Die Ausgangsbedeutung ist „Büschel“, speziell „Laubwerk, Zweige“, und daraus entstand durch Verallgemeinerung die heutige Bedeutung „Wald“. Auch im Englischen wurde altes *wode* „Baum, Holz“ durch Verallgemeinerung zu *wood* „Wald“.

Das Wort *Urwald* ist erst im 19. Jahrhundert aufgekommen, als es im westlichen Europa den Gegensatz zwischen wildem Wald und erschlossenem Land nicht mehr gab. Der Wald war als Nutzwald nicht mehr wild und deshalb musste ein neues Wort für den von Forstkultur und geregelter Nutzung unberührten Wald geprägt werden. Die Vorsilbe *Ur-* meint „anfänglich, ursprünglich“ wie in den Wörtern *Urzeit*, *Ursprache* oder *Ursprung*. Den tropischen Urwald nennen wir mit einem Fremdwort auch *Dschungel*. Entlehnt haben wir *Dschungel* ebenfalls im 19. Jahrhundert aus englisch *jungle*, das seinerseits aus Hindi *jangal* „Ödland, unkultiviertes Land“ entlehnt wurde. *Jangal* meint dasselbe wie *Wald* als Bezeichnung für „Wildnis“ im Gegensatz zum bebauten *Land*.

Meyers Konversationslexikon aus dem Jahr 1888 schreibt noch *Dschangeln* und definiert das Wort als „in Indien mit Niederwald, Rohr oder Gesträuchen bewachsene,

sumpfige Stellen, wie sie in vielen Teilen des Landes an dem Fuss der Gebirge sich hinziehen und in der Nähe vieler Dörfer sich finden“, und schreibt dazu: „Reissende Tiere, worunter als die gefährlichsten Tiger und giftige Schlangen, hausen in der feuchten Schwüle dieser *Dschangeln*, welche durch Urbarmachung immer mehr eingeengt werden.“

In der deutschen Übersetzung des Romans „Die Weltwanderer“ von 1910 des Dänen Karl Adolf Gjellerup ist noch durchwegs von den *Dschangeln* die Rede.

An wenigen wichtigen Wörtern des Wald-Vokabulars lässt sich ablesen, dass der Wald einst als wilder, ungezügelter Raum im Gegensatz stand zum von Menschen bebauten Land. Dieses Verhältnis des Menschen zum Wald und der Wald selbst haben sich im 18. und 19. Jahrhundert, nach Abschluss ausgedehnter Rodungstätigkeiten zur Gewinnung von bebaubarem Land und dem Ausbau überseeischer Kolonien, grundlegend verändert.

Dass unser Wald für uns einmal undurchdringliche Wildnis war, daran erinnern nur noch Wörter mit übertragener Bedeutung wie *Antennenwald*, *Bücherwald*, *Mastewald*, *Paragraphenwald*, *Schilderwald* und Ausdrücke wie *neue Schneisen im Vorschriftenwald* oder *Kabinett lichtet den Vorschriftenwald*. Tief in unserem Sprachbewusstsein ist der Wald immer noch undurchdringliche, zu zähmende Wildnis.

In der Sprache der Literatur konnte der Plural *Wälder* im 17. und 18. Jahrhundert eine Sammlung von Schriften oder Dichtungen bezeichnen. Johann Gottfried Herder veröffentlichte *Kritische Wälder oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend*, Wolfgang Adam *Poetische und kritische Wälder*, Paul Fleming und Christian Gryphius *Poetische Wälder*.

Doch zurück zum Wald per se, zum baumbestandenen Land. Im Deutschen kennen wir die poetische, heute etwas ältlich klingende Bezeichnung *Holz* für „Wald“. „Da ritt in seiner Zorneswut der Graf ins nahe Holz“, schreibt Schiller. Aus *Holz* abgeleitet ist die Kollektivbildung *Gehölz*, nach demselben Muster gebildet wie *Gesträuch* aus *Strauch* und *Gebüsch* aus *Busch*. *Holz* mit der Bedeutung „Wald“ begegnet uns häufig in Orts- und Flurnamen wie *Burghölzli*, *Eichholz*, *Eyholz*, *Grauholz*, *Holzdorf*, *Niederholz* und in Familiennamen wie *Holz*, *Rusterholz*. *Rueschterhouz* ist das Holz der *Rueschtere* oder *Ruesche*, einer seltenen Ulmenart, die gutes Wagnerholz lieferte. Immer noch bezeichnen wir mit dem Wort *Unterholz* bzw. *Underwuchs* das niedrige, unter den Kronen älterer Bäume wachsende Holz. Dass es einmal auch das *Oberholz* gab, daran erinnert im Alltagswortschatz nur noch der Familienname *Oberhol-*

zer. *Oberholz* bzw. *Oberwuchs* bezeichnet, laut Schweizerdeutschem Wörterbuch, im Gegensatz zu *Unterholz* „die über den niedrigen Waldstand emporgewachsenen Stämme, welche die zu Bauholz erforderliche Stärke haben“.

Holz, verwandt mit griechisch *kládos* „Zweig“ und kymrisch *celli* „Wald“ geht auf eine indogermanische Wortwurzel *kel-* zurück mit der Bedeutung „schlagen, hauen“.

Holz meint also ursprünglich „das Abgehauene, Abgeschlagene“. Dass unser Wort *Holz* mit dem griechischen Wort *kládos* verwandt ist, muss Sie nicht wundern, denn der Wechsel von vorgermanisch *k-* zu germanisch *h-* ist regelhaft wie lateinisch *canis*/deutsch *Hund* und lateinisch *cornu*/deutsch *Horn* zeigen.

Französisches *forêt* geht hingegen auf den lateinischen Ausdruck *silva forestis* zurück, der einen „Wald, der dem Hof und dem Recht des Königs untersteht“ bezeichnet. *Forestis* ist entweder abgeleitet von *forum* „Gericht“ oder von *forīs* „draussen“ im Sinn von „der ausserhalb der freien Nutzung Liegende“. Deutsches *Forst*, das den dem König zu Jagd, Holznutzung und Rodung vorbehaltenen *Bannwald* im Gegensatz zum bäuerlichen *Markwald* bezeichnete, gehört wohl auch in diesen Zusammenhang. Der Beamte, der den *Forst* beaufsichtigt, ist der *Förster*, älter *Forster*, das aus *forestarius* aus dem Latein des Mittelalters entlehnt ist. In unserer älteren Sprache verallgemeinerte sich die Bedeutung von *Forster* zu „Hüter, Gaumer“ ganz allgemein. Der *Feldforster* hatte die Aufsicht über die Feldfrüchte, der *Holzforster* über den Wald und der *Wasserforster* über die Brunnenleitungen. Ein Maulwurfsfänger wurde in Zürich noch im letzten Jahrhundert spöttisch *underirdische Revierforschter* genannt. Weil der streifende Förster keine Ruhe hat, konnte man einen sich unruhig im Bett Wälzenden zurechtweisen mit den Worten *jetz hör emal uuf ummeforschtere*. *Er het di Hütte zämegforschteret* hiess „er hat sie ohne Kenntnis zusammengeschart“.

Forst, ein herrschaftliches Wort, das auch die Nationalsozialisten gern brauchten, ist in der Amtssprache noch sehr geläufig: *Forstamt*, *Forstbeamter*, *Forstbehörde*, *Forstgesetz*, *Forstrecht*, *Forstschutz*, *Forstverwaltung*, *Forstwirtschaft*, *Stadtforst*. Aber auch im Alltagsvokabular ist es bis heute präsent in Wörtern wie *aufforsten* „eine abgeholzte Waldfläche neu bepflanzen“, *Aufforstung* und *durchforsten* „Waldbestand lichten“, in übertragener Bedeutung „durchsuchen“.

Das Wort *Wald* nimmt in unserem Wortschatz einen viel grösseren Raum ein als *Holz* und *Forst*. In Ableitungen wie *bewalden*, *Gwäld*, *Hinderwäldler*, *hinderwäldlerisch*, *überwalde* und *verwalde* „verganden, mit Wald überwachsen“, *walde* „Wald-

arbeit verrichten“, *waldele* „Waldgeruch haben“, *waldig*, *Waldete* und *Waldung* kommt es vor. *Wälder* oder *Wöldler* nannte man früher in der Schweiz die Schwarzwälder, die oft als Hausierer oder Erntehelfer über den Rhein kamen. „Bezahlt ich einem Wäldler für ein Tutzet holtze Däller 21 Pfund“, berichtet eine Quelle aus dem 17. Jahrhundert. Hauptsächlich aber kommt *Wald* in Hunderten von zusammengesetzten Pflanzen-, Tier- und Sachbezeichnungen vor. Einmal mit *Wald-* an erster Stelle von *Waldameise* über *Waldbeeere*, *Waldgrenze*, *Waldhütte*, *Waldmeister*, *Waldschratt*, *Waldsterben* und *Waldweg* bis *Waldziege*. Dann mit *-wald* an zweiter Stelle von *Ahorn-* und *Auwald* über *Bannwald*, *Hoch-* und *Niederwald* bis zu *Schilder-*, *Ur-*, *Zauber-* und *Zwingwald*. Die Romantik hat uns schöne Zusammensetzungen beschert. Die *Waldherrlichkeit* in der Strophe „Grüss Gott, du kühle Quelle, grüss Gott, Waldherrlichkeit“ eines Wanderliedes. Die *Waldeinsamkeit* von Heinrich Heine besungen mit den schönen Strophen:

Im Wald, im Wald! da konnt ich führen
Ein freies Leben mit Geistern und Tieren;
Feen und Hochwild von stolzem Geweih,
Sie nahten sich mir ganz ohne Scheu.

Sie nahten sich mir ganz ohne Zagnis,
Sie wussten, das sei kein schreckliches Wagnis;
Dass ich kein Jäger, wusste das Reh,
Dass ich kein Vernunftmensch, wusste die Fee.

Die *Waldeslust* und die *Waldesruhe*, die Ferdinand Freiligrath entzückte:

Waldesruhe, Waldeslust,
bunte Märchenträume,
o, wie labt ihr meine Brust,
lockt ihr meine Reime!

Lenaus *Waldesfrieden*: „Ach, wäre es mir beschieden, mit ihr zu leben hier allein im süßen Waldefrieden.“

Und Joseph von Eichendorffs *Waldesschatten*: „Ich steh im Waldesschatten wie an des Lebens Rand“ und *Waldesschauern*:

in Waldesschauern
an jäher Klüfte Rand,
wo dunkle Tannen trauern.

Der Wald der Romantiker war ein Rückzugsort vom Getriebe der Menschen und der Welt. In ihm spiegelte sich die persönliche Befindlichkeit des einsam Sitzenden oder

Wandernden. Heute wird aus dem Wald häufig ein *Biker-, Cross-, Jogger-, Lauf- oder Trainingswald*, der nur noch als Gebrauchskulisse für unsere Körperertüchtigung erhalten muss. Den Crossbiker, der zu jeder Tages- und Nachtzeit keuchend kreuz und quer durch den Wald strampelt, interessieren in der blinden Bezogenheit auf seinen eigenen Körper, nicht einmal mehr die von ihm aufgescheuchten Tiere. Auch in Orts-, Flur-, Vor- und Familiennamen ist der Wald allgegenwärtig von *Wald, Iseltwald, Waldkirch* über *Waldau, Pfywald – Pfy* von lateinisch *ad fines* „an der Grenze“ – und *Waldmatt* bis zu *Waldemar, zum Wald, Maiwald* und *Walder*. Weil der Wald für den Menschen immer wichtig war, als unkultivierter Ort des Schreckens, dem man mit Rodungen zu Leibe rückte, um aus der Wildnis Land zu gewinnen, als Ort, den man nutzt, sei es für die Waldweide, den Holzschlag, die Jagd oder das Sammeln von Beeren und Pilzen, als geistigen Ort, den man mit erdachten Wesen und Kräften bevölkerte, als Rückzugs- oder Erholungsort, als Ort für die körperliche Ertüchtigung, kommt er auch in vielen Redensarten, Sprüchen und Kinderversen vor.

Steht jemand unmittelbar vor einem Ding, das er sucht und trotzdem nicht sieht, sagt man *er sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht*. In dieser Form hat der deutsche Schriftsteller Christoph Martin Wieland (1733-1813) die Redensart geprägt und mehrmals gebraucht, zuerst in der Dichtung „Musarion“ von 1768: „Die Herren dieser Art blend't oft zu vieles Licht; sie sehn den Wald vor lauter Bäumen nicht.“ Der Gedanke findet sich aber schon in Ovids „Tristia“, wenn er schreibt: „*Nec frondem in silvis nec aperto mollia prato / Gramina nec pleno flumine cernit aquas* – Weder die Blätter im Wald noch auf sonniger Wiese das zarte Gras noch im strömenden Fluss weiss er das Wasser zu sehn.“ Auf Ovid beruht wohl auch der Vers von Hagedorn im moralischen Gedicht „Horaz“ von 1751: „Wie Democrit vertieft er sich in Träume, / Sitzt in dem Wald und sucht im Walde Bäume.“

Auch die Redensart *nicht für einen Wald voll Affen*, mit der man etwas weit von sich weist, stammt aus der Literatur. In einer Szene von Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ beklagt Shylock den Verlust eines für ihn wertvollen Ringes, den seine Tochter Porzia für einen Affen eingetauscht hat, mit den Worten: „*I would not have given it for a wilderness of monkeys* – ich hätte ihn nicht für einen ganzen Wald voll Affen hergegeben.“ Der Wald voll Affen zieht aber noch weitere Kreise. Im Hochdeutschen kann man *angeben, ausrufen* oder *rumschreien wie ein Wald voll Affen*. Wer im Dialekt *usrüeft win e Waud vou Affe* widerspricht lauthals.

Hingegen ist der Ursprung der Redensart *wie es* oder *wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus*, d. h. wie die Aktion so die Reaktion, nicht auszumachen; die ältesten Belege stammen aus dem 13. Jahrhundert. So schreibt der fahrende Kleriker Freidank in seiner „Bescheidenheit“, d. h. in seinem Buch vom Bescheid wissen: „Swie man ze walde rüefet, / daz selbe er wider güefet.“ *Wider güefen* heisst „zurückschreien“. Bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts gibt es Belege dieser Redensart von Holland bis in die Schweiz und heute hat sie das beachtliche Alter von 800 Jahren. Auch in der Mundart kommt sie vor, und zwar in verschiedenen Formen wie *wie me in Wald rüeft, töönts zrogg* oder *wie me in Wald ine rüeft, so chunts zrugg*. Wenn wir von jemandem behaupten, *sie sei auf dem Holzweg*, also sie sei im Irrtum oder gehe fehl, brauchen wir ein Bild aus dem Wald. Holzwege heissen schon mittelhochdeutsch die schmalen Wege im Wald, die nur zur Beförderung des Holzes angelegt sind, aber zu keinem Ziel führen, wie es der Wanderer im Auge hat. So bekommt Holzweg bald die Bedeutung „Abweg, Irrweg“: „Man findt under tausent nicht einen, der dem rechten weg nachtrachtet, sondern sie gehn alle dem holzweg nach und eilen heftig, biss sie zu der hellen – d. h. In die Hölle – kommen“, sagt 1495 der aus Schaffhausen stammende Prediger Geiler von Kaysersberg in einer Sittenpredigt. Luther verzeichnet die Redensart in seiner Sprichwörter-Sammlung und Gotthelf philosophiert in einem seiner Romane: „Es gibt in jeder Ehe Punkte, wo dem einen oder dem andern sein Gewissen sagt, es sei auf dem Holzweg, während es diesen Holzweg dem andern zulieb nicht verlassen mag.“

Der Wald ist auch allgegenwärtig in Wetterregeln, Kinderversen, Kinderliedern, Kinderspielen, wie dem *Fiischerwäldle – Blindi Muus, i füere di? Wohii? I Wald!* Usw. – in Heischeversen und Volksliedern vom Jäger aus Kurpfalz, der in den grünen Wald reitet, den Affen, die durch den Wald rasen in „Wo ist die Kokosnuss“ bis zu Eichendorffs *wer hat dich, du schöner Wald*, und Mani Matters *Chue am Waldrand*.

Wir müssen weiter und endlich zu den Bäumen kommen. Ein richtiger Wald besteht aus Bäumen, obwohl es auch den *Buschwald*, *Kakteenwald* und *Schilfwald* gibt. Der Baum ist die mächtigste, eindrucklichste Pflanze, die wir kennen. *Baum* ist ein westgermanisches Wort, das verwandt ist mit niederländisch *boom* und englisch *beam*. Die weitere Herkunft ist ungeklärt, d. h. die Wortforscher wissen nicht, ob es auf eine indogermanische Wurzel mit der Bedeutung „wachsen, gedeihen“ zurückgeht

und verwandt ist mit *bauen* oder ob es als Substantivbildung mit der Bedeutung „der sich Biegende“ mit *biegen* verwandt ist.

Englisches *tree* ist ein aus dem Urgermanischen stammendes Erbwort, das verwandt ist mit schwedisch *trä* „Wald“ und *träd* „Baum“, norwegisch *tre* „Baum“, irisch *daur* „Eiche“ und altslawisch *drevo* „Baum“ und *druva* „Wald“. Französisches *arbre* und italienisches *albero* gehen zurück auf lateinisches *arbor*, dessen Herkunft unbekannt ist; es handelt sich offensichtlich nicht um einen indoeuropäischen Worttyp.

Wir nennen in der deutschen Sprache sowohl die lebende Pflanze als auch einen Balken oder langen Pfosten von einer gewissen Länge und einem gewissen Umfang *Baum*, deshalb sprechen wir vom *Bindbaum*, *Firstbaum*, *Mastbaum* und *Schlagbaum*. *Tooteboum* ist in unseren Mundarten das traditionelle Wort für den *Sarg*, weil der Sarg ursprünglich aus einem Baumstamm gehauen wurde.

Waldbäume haben in der Regel einfache Bezeichnungen wie *Buche*, *Eiche*, *Tanne*, *Fichte*, *Föhre*. Im Gegensatz dazu werden Bäume mit essbaren Früchten, die in Baumgärten stehen, mit zusammengesetzten Bezeichnungen aus Frucht und Baum bezeichnet: *Apfelbaum*, *Birnbaum*, *Kirschbaum*, *Nussbaum*, *Zwetschgenbaum*. Auch die Französisch Sprechenden bezeichnen die Fruchtbäume nach ihren Früchten, aber mit der Endung *-ier*: *Pommier*, *poirier*, *cerisier*, *noyer*, *prunier*, was etwa so viel heisst wie „Öpfeler, Bireler, Chiirscheler usw.“

Der deutsche Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock machte im 18. Jahrhundert in seinem Drama „Hermanns Schlacht“ die Eiche zum Symbol für das deutsche Vaterland und damit zum deutschesten aller Bäume. Als der Knabe bei Hermann und Thusnelda im Sterben liegt, singen die Chöre: „O Vaterland, o Vaterland, / Du warst ihm mehr als Mutter, Weib und Braut, / Mehr als sein blühender Sohn / Mit seinen ersten Waffen // Du warst ihm die dickste, schattigste Eiche / im innersten Hain. / Die höchste, älteste, heiligste Eiche, / O Vaterland.“ Natürlich war die Eiche den Germanen heilig und sie war ihnen auch Gerichtsbaum, aber das Wort *Vaterland* im klopstockschen Sinne kannten sie sicher nicht. Doch seitdem ist die deutsche Eiche sprichwörtlich geworden und allgegenwärtig als Name von Hotels, Landgasthöfen und Kleingartenvereinen. Nur Friedrich Rückert hat sie im 19. Jahrhundert in seinem Gedicht „Die deutsche Eiche“ verspottet:

Wie ihr zu dem Wahn gekommen,
Deutsche, dass für euern Baum

Ihr die Eich' habt angenommen,
Zu begreifen weiss ich's kaum.

Sie ein Bild von euerm Reiche?
Welch ein krüpplich Jammerbild!
Denn verkümmert wie die Eiche
Wächst kein Baum im Lenzgefeld.

Warum nicht, die höher strebet,
Buche mit dem Riesenschaft;
Oder die so zierlich schwebet,
Birke, säuselnd geisterhaft?

Beide, die dem Blick zu Troste
Schmückt der Lenz mit frühstem Laub,
Das nicht zittert vor dem Froste,
Dem die Eiche wird zum Raub.

Und dann nagt der Maienkäfer
Scharf dem Maienfroste nach;
Und dem armen deutschen Schäfer
Bleibt ein spärlich Schattendach;

Wo im hohen Sommergrase,
Hohes träumend, er sich streckt;
Bis im Herbstwind auf die Nase
Fallend ihn die Eichel weckt.

Eiche ist eine altgermanische Baumbezeichnung, die nur im Gotischen nicht bezeugt ist. Im Althochdeutschen lautete sie *eih* wie niederländisch *eik*, englisch *oak* und schwedisch *ek*. Obwohl nicht eindeutig nachweisbar, bedeutet *Eiche*, dem harten Kernholz des Baumes entsprechend, wohl „die Harte“. Die Bezeichnung der Frucht *Eichel*, älter *eihhila*, ist eine Zugehörigkeitsbildung zu *Eiche* in Form eines Diminutivs.

Die Eiche wurde wohl nur wegen ihres langsamen Wachstums nicht zu einem domestizierten Baum; ihr Nutzen war jedoch gross vom harten, langlebigen, stütz- und tragstarken Bauholz über die Rinde, die für die Gerberlohe verwendet wurde, bis zu den Früchten, die für die Eichelmast der Schweine benutzt wurden und in gewissen Regionen Spaniens noch heute benutzt werden. *Eichehouz git guet Gaugenegu* sagte man oder *vor dr Eichen u vor ere feisse Sou söu mer dr Huet abzie. Er schiesst drii wi d Söi i d Eichle* hiess „er stürzt sich Hals über Kopf in eine Sache“.

Den zur Schweinemast benutzten Ertrag an Eicheln oder Buchnüssen nannte man in unseren Mundarten *Achere*, *Acherum*, *Acheram* oder *Acherand*, ein aus dem goti-

schen *akran* mit der Bedeutung „Baumfrucht“ stammendes Wort. Eine Quelle des 17. Jahrhunderts aus dem oberoagauischen Melchnau bezeugt: „Im Jahr 1682 wurde das Acheret geschätzt auf 275 Eichen.“ Mit der *Eiche* und der *Eichel* verbunden sind die Tierbezeichnungen *Eichelhäher* und *Eichhörnchen*.

Der *Eichelhäher* ist ein *Häher*, der Eicheln frisst. *Häher* ist ein lautmalendes **kiki*, das den keckernden Laut dieser Vögel wiedergeben soll. Auf dem Weg ins Germanische ist der *k*-Laut zu *h* verschoben worden und hat dabei seinen lautmalenden Charakter verloren. In meiner Bezeichnung *Heregägger* für diesen Vogel, hat der erste Wortteil *here-* nichts mit Herren zu tun, es ist eine verkürzte Form von *Häher*, älter *hehere*. Der zweite Teil ist eine *er*-Ableitung vom Verb *gägge* „quäken, krächzen“. Die ursprüngliche Wortbedeutung von *Heregägger* ist also „Krächz-krächzer“.

Auch *Eichhorn* oder *Eichhörnchen* ist eindeutig eine zusammengesetzte Bezeichnung. Der erste Wortteil ist von *Eiche* abgeleitet, der zweite von *Horn*. Schliesslich hat der zweite Wortteil in der Naturwissenschaft der Familie der *Hörnchen* den Namen gegeben; es gibt ja *Backen-*, *Erd-*, *Flutter-*, *Flug-* und *Taghörnchen*.

Ursprünglich hat die Bezeichnung des Tieres jedoch nichts zu tun mit *Eiche* und *Horn*. Im Althochdeutschen hiess das Tier *eihurn* oder *eihorno*; noch heute sagen wir im Dialekt ja *Eichöörndli*, *Eicher* oder *Eicherli*. Der erste Wortteil *eihh-* geht zurück auf die indogermanische Wurzel **aig-* mit der Bedeutung „sich heftig, ruckartig bewegen“. Der zweite Wortteil ist **woiwer-* mit der Bedeutung „Frettchen“. Das *Eichorn*, ursprünglich ein schnell und ruckartig sich bewegendes Frettchen, ist jedoch durch Volksetymologie schon früh zu einem *Eichhorn* und dann zu einem *Eichhörnchen* geworden, das der Familie der *Hörnchen* den Namen gegeben hat.

Der Bezeichnung *Buche*, *Bueche*, altenglisch *bōc* oder *bæce*, neuenglisch *beech*, schwedisch *bok*, liegt indogermanisches *bhāgā* „Buche“ zugrunde. *Buche* ist verwandt mit lateinisch *fāgus* „Buche“, griechisch *phēgós* „Eiche“ und russisch *boz*, ablautend *buzina* „Holunder“. Da die Buche ursprünglich nur in bestimmten Gebieten wuchs, wurde das indogermanische Wort in Ländern, in denen die Buche nicht heimisch war, als Bezeichnung für andere Bäume verwendet.

Das Wort *Buche* hat, trotz hartnäckig sich haltenden gegenteiliger Behauptungen, mit den Wörtern *Buch* und *Buchstabe* nichts zu tun. Die älteste schriftlich bezeugte Form eines mit deutschem *Buch* verwandten Wortes ist gotisch *bōka* mit der Bedeutung „Buchstabe“. Gotisch ist eine längst ausgestorbene ostgermanische Sprache. Im Go-

tischen schriftlich bezeugt ist auch die Mehrzahlform *bōkos* mit der Bedeutung „Schriftstück, Buch“. Noch im Mittelhochdeutschen konnte *an den buochen lesen* das Lesen in einem Buch meinen.

Wir müssen offenbar von einem weiblichen Substantiv *Buch* mit der Bedeutung „Buchstabe“ ausgehen. Dieses Substantiv wird in der Mehrzahl mit der Bedeutung „Schriftstück, Buch“ verwendet. Das entspricht dem Gebrauch von griechisch *grámma* und lateinisch *littera* und ist deshalb wohl aus diesen Sprachen zusammen mit der Kunst des Schreibens entlehnt worden. Aus der Mehrzahlform wird offenbar im Westgermanischen eine Einzahlform gebildet, die auch vom Altnordischen übernommen wird; und so kommen wir, mit einem Wechsel von femininum zu neutrum, zu unserem deutschen *das Buch*.

Das Wort *Buchstabe* ist eine verdeutlichende Zusammensetzung von altem **bōks* „Buchstabe“ mit dem Wort *Stab*, das in einigen alten germanischen Sprachen auch allein „Buchstabe“ bedeuten konnte. Im Altnordischen und Altenglischen wurden mit *bōkstafr* bzw. *bōcstæf* die zum Schreiben im Buch verwendeten lateinischen Schriftzeichen von den in Holz oder Stein geritzten germanischen Runen, den *rūnastafr* bzw. *rūnstæf* unterschieden. Wie der Wortteil *Stab* zu erklären ist, darüber streiten sich die Etymologen. Die einen erklären, die Runen hätten durchweg einen kräftigen senkrechten Strich, und dies sei eben der *stafr*, wie die Rune im Altnordischen bezeichnet wird. Andere behaupten, das könne nicht sein, die ursprüngliche Bedeutung von *Stab* sei die eines Stäbchens oder Zweigs mit einem darauf geritzten Runenzeichen.

Gab es *den Tann* zuerst oder *die Tanne*? Wir fassen heute den *Tann* als „Tannenwald, Wald aus Tannen“ auf, *Tann* als von *Tanne* abgeleitetes Wort. Die Etymologen wissen aber nicht, ob es sich so verhält. *Tann* entspricht vielleicht dem altindischen Wort *dhánvan-* mit der Bedeutung „dürres, trockenes Land, Wüste“. In *Tann* kann also eine Bezeichnung für wildes, unzugängliches Land vorliegen, dessen weitere Herkunft aber unklar ist. *Tanne* wäre dann ein abgeleitetes Wort und bezeichnete den „im *Tann* stehenden Baum“. Eine nähere Verknüpfung von *Tanne* mit der altindischen Baumbezeichnung *dhanvana-* und mit dem Wort *dhánu-*, das einen Bogen aus dem Holz des betreffenden Baumes bezeichnet, ist nicht genügend abgestützt. Weil die Bezeichnung für die *Tanne* nur im kontinentalen Westgermanischen begegnet

und der Baum in Mitteleuropa heimisch ist, könnte *Tanne* auch auf ein Wort einer vorindoeuropäischen Sprache zurückgehen.

In unseren Mundarten wird die *Weisstanne* und die *Fichte* oder *Rottanne* als *Tanne* bezeichnet. Im traditionellen Baseldeutsch bezeichnet das Wort *Fiechte* die „Föhre“. Eine Tanne hat *Nadeln*, in älteren Mundarten sagte man auch etwa *Tannagle*, wobei *Agle* eine alte Bezeichnung ist für „Dorn“, „Splitter“ oder „spitzen Gegenstand“ ganz allgemein. „Was siehst du aber aber die aglen in deines brueders aug“ heisst es Matthäus 7.3 in der Zwinglibibel von 1560 für „warum siehst du den Splitter im Auge deines Bruders“.

Die Tanne ist seit alten Zeiten ein beliebter Zier- und Schmuckbaum bei Festen und Umzügen z. B. als *Meie-*, *Wienachts-* oder *Ufrichtiboum*, auch als *Trübelmeie* beim Weinlesetanz. Eindrückliche Tannen sind mächtige Bäume von geradem Wuchs, deshalb sagte man von einem schönen Burschen oder Mädchen *är* oder *si isch win e Tanne* oder *si isch graad win e Wättertanne*. Weil viele Tannzapfen auf ein gutes Korn- und Weinjahr deuteten, hiess es im Bernbiet *voll Tanni*, *voll Wann*, *voll Channi*.

Die Tanne war ein Baum, der in der frühen Neuzeit auf vielfältige Weise genutzt wurde. In der Oekonomischen Enzyklopädie von Krünitz aus der Zeit um 1800 heisst es zu ihrem Nutzwert:

„Man gebraucht die Tannenstämme zum Schiffs- und Häuserbaue; zum letzteren Gebrauche wählt man sie zu Balken, da sie zäher und elastischer als anderes Holz sind. Das mittlere Tannenholz benutzt man zu Röhren, Dachrinnen, Brettern, Riegeln, Sparren, Bändern, Dachstühlen etc.; dann dienen die ausgeschnittenen Bretter, wegen ihrer Leichtigkeit, auch zu Bodendielen, Thüren, Läden, Thorwegen etc.; zu Schreiner-, Drechsler- und Fassbinderarbeit, so wie man es auch zu Brenn- und Kohlenholz gebraucht; und da dieses Holz leicht, biegsam, und besonders von feinen und zarten Fasern ist, so wird es zur Verfertigung musikalischer Instrumente, zu Schachteln und Siebrändern gebraucht. Außerdem hat dieses Holz noch den Vorzug, dass es in der Länge weder durch Wärme, noch durch Feuchtigkeit merklich verändert wird, daher man es am besten zu Brettern für Thermometer und Barometer und andere dergleichen Werkzeuge wählt. Die Blasen oder Blattern auf der Rinde der Tanne enthalten den gemeinen *Terpentin*, den man hauptsächlich in der Schweiz zu sammeln pflegt. Die Reiser vom Tannenholze, mit Weiden zusammengebunden, dienen im Deichbaue zum Tannenbusche.“

Terpentin, *Terpäntiin* oder *Derbediin* ist ein Lehnwort aus dem lateinischen Fachwortschatz der mittelalterlichen Arzneikunst. Als *terebintina resina* bezeichnete man das „Terpentinharz“, das aus Harz der *Terebinthe* oder *Terpentinpistazie*, griechisch *terébinthos*, gewonnen wird.

Im ausgehenden Mittelalter und in der frühen Neuzeit entwickelte sich ein reger Handel mit *Lärchenharz* aus Bündner und Walliser Wäldern. Noch 1806 wird in einer wissenschaftlichen Publikation berichtet, dass „in Graubünden das Harz aus dem Lerchenbaume, das die italiänischen Arznehändler für Terpentin in den Handel bringen“, gewonnen wird. „Es wird auch ein Harz aus der Lärchentannenrinde erhalten“, lesen wir 1828, „das unter dem Namen des Lörtsche bekannt ist und häufig aus dem Wallis zu uns nach Bern kommt.“ *Lörtsch* oder *Lertsch* heisst dieses Harz, weil es aus der *Lörtschene* oder *Lertschene* gewonnen wird. *Lörtsch* ist aus italienisch *larice* „Lärche“ entlehnt, das auf lateinisch *larix* zurückgeht, aus dem auch hochdeutsches *Lärche* entlehnt ist.

Zum *Haarze* schnitt der *Haarzer* die Rinde der Nadelbäume ein, um den Harzfluss anzuregen. Das *Haarze* wurde von vielen Waldbesitzern nicht gern gesehen, deshalb sind Einschränkungen oder gar Verbote des Harzens in alten Forstverordnungen häufig. Eine Berner Forstordnung von 1725 verbietet das Harzen, „weilen mit dem Harzen die Wälder namhaft verderbet werden“. Ein Winterthurer Erlass von 1641 hält fest, „dass fürohin kein Harzer mehr in unserm Wald harzen soll bei Vermeidung grosser Straf“. „Harzer Walder wurde angeklagt, dass er mit allzu starkem Harzen in den Hölzern schädige“, hält eine Zürcher Klageschrift von 1729 fest. Harzsammler und -händler wurden zum fahrenden Volk gezählt und deshalb gering geachtet. Ein Zürcher Mandat von 1641 zählt „Spengler, Kessler, Harzer“ zu den Vaganten. In seiner Rechtsgeschichte der Stadt und Republik Lucern schreibt Anton Philipp von Segesser vom „Überlauf der Frömden, als Harzern, Kesslern, Figenwelschen, Gewürztragern, Jakobsbrüdern, welschen Kannegiessern, frömden Handwerkslütten, die durch das ganz Jahr in Statt und Land husieren“.

Es haarzet sagen wir heute noch, wenn etwas nicht vorwärts gehen will, oder *si het dr ganz Taag dranne ghaarzet*. Wenn einer nicht wieder aufstehen will, hat er *Haarz am Füdle*, wenn einer den Hut nicht lüften will zum Grüssen, *Haarz am Huet*. Auch der Familienname *Harzer* zeugt heute noch davon, wie wichtig uns Harz einmal war als Heilmittel, Wund- und sonstiges Klebemittel, Isoliermaterial und Brandbeschleuniger.

Win e Muni in e Chrishuuffe schießt jemand in eine Sache, der kopflos handelt oder sich nicht viel überlegt. *Chriis* bezeichnet Reisig, besonders aber Tannenreisig mit und ohne Nadeln. *Chriis* ist die ältere Wortform von *Reis*, älter *rīs* oder eben *hrīs*, das auf germanisch **hreisa-* „Reis, Büschel“ zurückgeht. *Chriis* von Laubbäumen und *Tannechriis* wurde *gchriiset*, *geschlet* oder *gschneitlet* als Streue oder als Viehfutter, wenn Gras und Heu knapp wurden. „Wo die Eichen alle fünf bis sechs Jahre zu Ende des Augstmonats oder auch bis in die Mitte Herbstmonats geschneidelt werden, wirft man das Reisig mit dem Laube dem Rindvieh vor“, sagt eine Bündner Quelle von 1799. „In gemeinen Wäldern soll von Geisbauren oder Buben nicht gekriset werden“, verbietet eine Innerschweizer Verordnung von 1720. Und die Winterthurer Chronik von 1540 berichtet: „Ein türi des fueters ist gsyn also gross, dass küeien und rinder hand müessen mistel, tannkriss und dergleichen essen.“

Auch für das *Tannenbier* brauchte man Tannenäste. In einer Quelle von 1775 lese ich, man nehme Tannenreisige samt Zapfen und Nadeln, koche sie in Wasser in grossen kupfernen Gefässen, bis ein Grossteil des Wassers verdampft ist. Diesem Sud gibt man gerösteten Weizen, Roggen oder gerösteten Mais und geröstetes Brot zu und kocht noch einmal auf. Löst sich die Rinde von den Tannenzweigen, nimmt man sie hinaus und wirft sie weg. Der Sud wird gesiebt, mit Zuckersirup versetzt, das Ganze lässt man vergären und füllt, nach vollendeter Gärung, das Tannenbier in Fässer oder Flaschen ab. „Dieses Tannenbier“, verrät meine Quelle, „schmeckt wie ein gutes Nachbier, und soll sehr gesund seyn, und den Harn ziemlich treiben; es schmeckt etwas harzig, und sieht braun und klar aus, wie ordentliches Bier, schäumt und wallet auch im Anfang sehr, wenn man es in ein Glas giesset.“

Mit einem Tier habe ich die sprachliche Exkursion in den Wald begonnen, mit Tieren möchte ich zum Schluss kommen.

Der *Fuchs* hat wie der *Luchs* einen abgeleiteten Namen mit einem *s*-Suffix. Der *Luchs* ist wohl nach seinen leuchtenden Augen benannt; seine Bezeichnung geht zurück auf indogermanisch **leuk-* „leuchten“. Bei *Fuchs* ist *Fohe*, *Fähe* für das weibliche Tier die ursprünglichere Bezeichnung, die gotisch *fauho* lautet. *Fähe* ist verwandt mit altindisch *púccha-* „Schwanz“; der Fuchs ist also „der mit dem Schwanz“, so wie spanisches *raposo* „Fuchs“ zu *rabo* „Schwanz“ gehört. Fuchsschwänze sind seit dem Mittelalter beliebte Zierstücke an Kleidern; 1664 zogen Soldaten durch Tägerwilen, von denen etliche „Fuchsschwänz uff den Hüten gehabt“.

Wer in der frühen Neuzeit deutlich machen wollte, dass man mit sanften Worten nichts erreiche, sagte, *mit einem Fuchsschwanz könne man keinen Nagel einschlagen*. Wer eine Sache nicht beim Namen nennt, *streicht mit dem Fuchsschwanz darüber*. „Es ist ein böses Ding, wenn die Prediger über grosse Laster allein mit dem Fuchsschwanz fahren“, polterte Ludwig Lavater 1587. Ein *Fuchsschwänzer* oder *Fuchsschwänzler* ist ein „Schmeichler“ und eine *Fuchsschwänzerei* eine „Schmeichlerei“. Ein Pfarrer amte „mit Hüchlei, mit Suffen und Gefräss, wie auch Fuchsschwänzerei“, wird in einem Gespräch aus dem 17. Jahrhundert behauptet.

In der Fabel heissen der schlaue Fuchs und sein Widersacher, der gierige Wolf, aber nicht Fuchs und Wolf, sondern *Reineke* und *Isegrim*. Die Bezeichnungen *Reineke* und *Isegrim* gelangten über das Niederdeutsche in unsere Sprache. Als Tierbezeichnungen stammen beide Namen aus dem mittelalterlichen Tierepos. Sie tauchen erstmals in latinisierter Form Mitte des 12. Jahrhunderts auf im lateinischen Epos *Ysengrimus* von Nivardus. Der Fuchs heisst da *Reinardus*.

Auf diesem Epos fusst der noch im 12. Jahrhundert entstandene französische *Roman de Renard* von Pierre de St. Cloud. Seit dieser Zeit nennen Französisch Sprechende den Fuchs, der vorher *volpil* oder *goupil* hiess, *renard*. Auf den *Ysengrimus* geht auch das altflämische Epos *Van den Vos Reinaerde* aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zurück. Dieses Epos wurde im 15. Jahrhundert als *Reynke de Vos* ins Niederdeutsche übersetzt. Und von da gelangte der Name *Reineke* ins Hochdeutsche. Alle Formen von *Reinardus* bis *Reineke* sind zurückzuführen auf den fränkischen Namen *Reginhart*, der neuhochdeutsch die Form *Reinhart* hat.

Das Wort *Isegrim* besteht aus zwei Teilen: Der erste Teil *Ise-* hat die Bedeutung „Eisen“, der zweite Teil *-grim* ist herzuleiten aus dem altnordischen Wort *grima* mit der Bedeutung „Maske, Helm“, es heisst also „Eisenmaske“ oder „Eisenhelm“. Das Wort ist als Männername und als Bezeichnung von Kriegerern sehr alt. Im 12. Jahrhundert hiess ein Abt des Klosters Ottobeuren *Isengrim*.

Vor Fuchs und Wolf muss sich der *Hase* fürchten, der *Meister Lampe* der Fabel. Er heisst nicht so, weil er hinten einen weissen Spiegel hat, sondern weil er eigentlich *Lamprecht* heisst; *Lampe* ist die Kurzform von *Lamprecht*. Dieser Name ist gebildet aus den Wörtern *lant* „Land“ und *beraht* „strahlend, hell“ und bezeichnet denjenigen, der über das Land strahlt, wobei beim Hasen vielleicht doch der Schwanz gemeint ist.

Den *Kuckuck* oder *Gugger* führen wir oft im Mund, obwohl wir ihn kaum je sehen. In den Sätzen *weiss dr Gugger, won i das Gält söll häärnä* oder *weiss dr Gugger, wo mis Händy isch* meint der Ausdruck *weiss dr Gugger* „das weiss der Kuckuck, (aber ich nicht)“. Weshalb der Kuckuck wissen soll, was wir nicht wissen, ist den meisten Deutsch Sprechenden nicht klar.

Der Kuckuck, der in den Schweizer Mundarten *Gugger, Guggugg, Gugguu, Gugguuser, Gugguuch* oder *Gugguucher* heisst, hat seinen Namen einerseits von seinem Ruf, den wir mit *ggugguu* oder *gguggugg* imitieren, andererseits, wie die beiden letzten Wörter zeigen, vom mittelhochdeutschen Wort *gouch* mit der Bedeutung „Kuckuck, Narr“, das aber auch auf den Ruf des Vogels zurückgeht.

Kuckuck! Kuckuck! Rufts aus dem Wald, dichtete Hoffmann von Fallersleben. In Liedern und Gedichten wird der Kuckuck oft besungen, in Redensarten und Versen oft angesprochen. Das macht deutlich, dass er im Volksglauben eine wichtige Rolle spielte. Mit seinem Rufen verkündet er den Frühling, was in Redensarten wie *dr Gugger mues spöötschtes am 9. Abrelle schreie und sött em s Füdli verheie* und *im Merze sett de Gugger choo und wenn er i Häntsche müesst choo* zum Ausdruck kommt. Daran knüpfte auch der Glaube, dass der Kuckuck, wie der Osterhase, den Kindern bunte Eier ins Nest lege. Der Berner Dichter Gottlieb Jakob Kuhn (1775–1849) schrieb im Gedicht „Der Kuckuck“:

*U z'Ostre vor em erste G'lüt,
We-n-all's no i de Fedre lyt,
So flügst du still zu-n-jedrem Hus,
U chramist schöni Eyer us.*

Weil man den scheuen Vogel zwar hörte, aber kaum sah, rufen wir noch heute *ggugguu*, wenn wir beim Versteckspiel mit einem Kleinkind einen Gegenstand oder uns kurz zeigen. Der scheue Vogel galt als Verkünder von Glück oder Unglück. Wer beim ersten Ruf des Kuckucks Geld oder Brot im Sack hatte, der hatte, so glaubte man, das ganze Jahr davon. Umgekehrt hungerte man das ganze Jahr, wenn man beim ersten Ruf nüchtern war. Grub man die Erde aus, auf welcher der rechte Fuss stand, wenn man den Kuckuck erstmals hörte, gediehen dort, wo man diese Erde hinstreute, keine Flöhe.

Wer jemandem ein Kuckucksei ins Nest legt, schiebt ihm etwas unter. Oft wird diese Redensart auch für ein uneheliches Kind gebraucht. Die Neue Zürcher Zeitung titelt in der Ausgabe

vom 2.11.2006 „Ein Kuckucksei für die Stadt Uster“ und meint mit *Kuckucksei* eine positive Angelegenheit, die sich ins Negative gewendet hat. Die Redeweisen vom Kuckucksei gehen vom brutparasitären Verhalten des Kuckucks aus, der seine Eier in fremde Nester legt. Oft wurde jedoch der Kuckuck als dämonisches Wesen angesehen und galt geradezu als Verkörperung des Teufels. Deshalb steht in vielen Redensarten das Wort *Gugger* bis heute stellvertretend für das Tabuwort *Tüüfel*:

<i>das het dr Gugger gsee</i>	<i>das het dr Tüüfel gsee</i>
<i>dr Gugger söll di hole</i>	<i>dr Tüüfel söll di hole</i>
<i>es isch alls zum Gugger</i>	<i>es isch alls zum Tüüfel</i>
<i>gang zum Gugger</i>	<i>gang zum Tüüfel</i>
<i>hols dr Gugger</i>	<i>hols dr Tüüfel</i>
<i>nääm di dr Gugger</i>	<i>nääm di dr Tüüfel</i>
<i>weiss dr Gugger</i>	<i>weiss dr Tüüfel.</i>

Weiss der Kuckuck steht also verhüllend für *weiss der Teufel*, so wie in den Ausrufen *he zum Gugger*, *botz Gugger* und in der Redeweise *es nimmt mi ds Guggersch scho wunger der Gugger* für den *Tüüfel* steht. Bereits im 17. Jahrhundert schrieb ein Autor *der Welt Dank, des Guggers Lohn* und meinte damit *der Welt Dank, des Teufels Lohn*. Lutz Röhrich merkt in seinem Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten an:

„*Kuckuck* gehört heute zu den häufigsten Wörtern wie *Donner*, *Geier*, *Himmel*, die als Euphemismen in Flüchen und Verwünschungen für den Teufel gebraucht werden.“

Damit, meine Damen und Herren, bin ich fast am Schluss meiner sprachlichen Waldexkursion. Viele Wald-Wörter sind mir *durch die Lappen gegangen* bzw. *dür d Latte ggange*. *Das isch mer dür d Latte* oder *das isch mer dür d Latte ggange* meint im Berndeutschen und in vielen anderen Mundarten „das ist mir entwischt“. Sowohl das Baseldeutsche als auch das Baselbieter, das Obwaldner und das Bodeltitüütsch Wörterbuch führen die Redensart in dieser Form auf, wobei die bodeltitüütsche Version *är isch mu dür d Latti* lautet. In keinem dieser Wörterbücher finden wir die Form *dür d Lappe*, obwohl wir wissen, dass die Redensart im Hochdeutschen in der Regel *durch die Lappen gehen* lautet. Da sind die Verhältnisse deutlich. Die Internet-Suchmaschine gibt für *durch die Latten gehen* 1500, für *durch die Lappen gehen* 600'000 Resultate.

Der Ausdruck *durch die Lappen gehen*, der älter ist als *dür d Latte gaa*, stammt aus der Jägersprache. Im Mittelalter und der frühen Neuzeit, als das Jagen noch Adelsprivileg war, pflegte man neben der Hetzjagd und der Beizjagd auch die Treibjagd. Sie war die repräsentativste aller Jagdformen, denn bei der Treibjagd konnte das Wild in eine Arena getrieben und dort vor den Damen und anderen geladenen Gästen abgeschossen werden. Die Jäger konnten sich also vor Publikum auszeichnen. Das Treiben besorgten Untertanen und die Dienerschaft. Die Treibstrecke, welche zur Arena führte, spannte man seitlich mit Schnüren ab, an denen Lappen aus Tuch hingen. Um 1800 hat Johann Georg Krünitz in seiner Oekonomischen Encyklopädie diese Vorrichtung genau beschrieben:

„Die Tücherlappen werden am besten von schmähler Leinwand, welche $\frac{3}{4}$ Ellen breit ist, gemacht; diese wird in 1 Ellen lange Streifen zerschnitten, welche am untern Ende gesäumt, am obern aber um die Leine fest genähet werden. Von einem Lappen zum andern bleibt an der Leine 1 Elle Raum; alsdenn kommt wieder ein Lappen, und so wird fortgefahren, bis man eine Leine 150 Waldschritte lang mit 133 Lappen benähet hat. Dieses nennt man ein Bund. Auf jeden Lappen wird des Herren Wapen, oder Nahme, nebst der Jahrzahl, mit schwarzer Oehlfarbe, wechselsweise, dass ein Lappen um den andern das Wapen auf beyden Seiten recht sieht, aufgedruckt. Wenn die Leinwand hierzu gebleicht ist, ist es so viel besser, weil das Weisse des Nachts und in finstern Wäldern mehr blendet.“

Brach Wild während des Treibens seitwärts aus, ging es *durch die Lappen*. Die Vorrichtung wird bereits im 16. Jahrhundert beschrieben, „um sich Wild zuzulappen“ mit „Wildseil, Wildgarn, Wehrtüchern oder Lappen“. Als Redensart belegt ist *durch die Lappen gehen* für „entwischen“ aber erst im 18. Jahrhundert. Dass die Redensart in der Mundart die Form *dür d Latte gaa* hat, beruht wohl auf zwei Ursachen. Erstens ist das Wort *Lappe* der traditionellen Mundart fremd. Man sagt *Fätze*, *Hudel*, *Lumpe* oder *Tuech*. Zweitens war *Latte* ein gängiges Wort, vor allem auch für Zaunstecken. Ein Holzzaun konnte *ei-*, *zwei-* oder *drülättig*, also mit ein bis drei Längslatten versehen sein. *E Weid latte* oder *e Weid lattne* konnte man sagen für „eine Wiese einzäunen“. Zudem kam das Wort *Latte* auch in gängigen Redensarten vor wie *uf d Latte gaa*, *uf dr Latte haa* „nicht mögen“. Von einem Zugtier, das mutwillig war, sagte man im Bündnerland *es springt us de Latte*, wobei mit *Latte* die Gabeldeichsel gemeint ist. Auf einen Menschen übertragen hiess *us de Latte springe* „dem Weg nicht folgen, auf Abwege geraten“. In diesem Umfeld hat sich aus der hochdeutschen

Redensart *durch die Lappen gehen* die Mundartform *dür d Latte gaa* entwickelt, bei welcher als Bild nicht mehr der Wildlappen, sondern der Zaun, die Deichsel oder eine andere Absperrung aus Latten dahinter steht.

Carl Albert Loosli (1877–1959) schreibt in der letzten Strophe seines Gedichts „Zwätschgehueche“, in dem er sich erinnert, einmal ein Stück Zwetschgenkuchen der Nachbarin abgelehnt zu haben:

*'s isch mer ou speter no mängs dür d Latte gange,
Ha mängs versuumt, wo mer hätti wölle blüje,
U doch nid mängs, won im so tue nacheblange
Wi däm Bitz Chueche! 's tuet mi gäng no gmüje!*